№ 194. **Breslauer Beobachter.** 1848

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

Sonntag, den 3. Decbr. | Vierzehnter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends und Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nrn. Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis Abends 4 Uhr.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Lokalitäten.

Die Kellerwirthschaften sind in letzter Zeit dermaßen in Aufnahme gekommen, daß sie jetzt im Ueberfluß vorhanden sind und manche Pächter bereits unter der großen Concurrenz zu leiden beginnen. So hat z. B. der Theaterkeller und die mit demselben verbundene, in der ersten Etage gelegene Restauration, an Frequenz bedeutend verloren und doch gehört jenes Etablissement zu den bestgelegensten unserer Stadt, ist sehr freundlich ausgestattet und bietet in Hinsicht auf Küche und Keller das möglichste dar.*) — Dagegen sind die meisten Bierstuben mit Gästen überfüllt, obschon sie an Eleganz der Einrichtung hinter jenen weit zurückstehen und das Getränk mit geringen Ausnahmen, fast ungenießbar ist. Zu der kleinen Zahl von Kretschmern, welche in hiesiger Stadt ein wirklich gutes Gebräu liefern, gehört auch Herr **Hildebrandt** (Schweidnitzerstraße im „Bitterbierhause"). Sein Doppelbier ist wirklich famos, hat einen angenehm bittern Geschmack, ein kräftiges Malgaroma und einen hohen Grad solider Stärke. Dieser besondern Vorzüge wegen wird es auch in bedeutenden Massen vertilgt, da die hier verkehrenden Gäste: die mittlere Bourgeoisie angehende Beamte, Studenten und dramatische Künstler, gewöhnlich durstiger Natur zu sein pflegen. Vor Tische und des Abends ist kaum Platz zu finden. Möge sich Herr Hildebrandt dieses Zuspruchs durch gutes Getränk immer würdig zeigen.

*) So eben kündigt Herr Müller Polkabedienung an. Mit dieser Lockspeise dürfte es schwerlich etwas sein. Für die Dauer sind solche Paradepferde nicht, und aus nahe liegenden Gründen mehr geeignet, ein Etablissement herunter, als in die Höhe zu bringen.

Curiosa des Tages.

In einem Plakat erklärt der gute constitutionelle Centralverein, daß die „ehrenwerthesten" Personen sich von der Theilnahme an den Bürgerwehr-Clubs fern gehalten haben. — Das erinnert an einen vor mehreren Jahren erschienenen Zeitungsartikel, worin die 300 Personen, welche sich der Friede'schen Schifffahrt angeschlossen hatten, die „achtungswerthesten" Breslauer Bürger genannt wurden. — Was doch der Parteihaß nicht für närrische Dinge ausposaunt!

Im Dorotheen-Bezirk äußerte sich neulich der Pastor der altlutherischen Gemeinde Herr **Wiedemann**, daß es sündlich sei, gegen die Stadtverordneten ein Mißtrauens-Votum abzugeben weil dieselbe „unsere von Gott eingesetzte Obrigkeit" seien. Solche Ehre haben sich unsere Stadtverordneten wahrhaftig nicht eingebildet. — Beiläufig gesagt, haben bei andern Vorfällen gewisse Leute ihre „von Gott eingesetzte Obrigkeit" eben nicht respektirt, als dieselbe ihren Zwecken entgegenstand, sondern sich auf die Worte der so oft gemißbrauchten Bibel berufen: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen!" — Arme Bibel!

Schlechte Zeiten.

„Schlechte Zeiten!" das ist das Schlagwort der Gegenwart. Wohin man kommt und wo man geht und steht, schallt uns diese Losung entgegen. Bleiche Gesichter, auf denen geschrieben steht: „Keine Arbeit und kein Brot," blicken uns allerwegen an; — es ist eine furchtbare Frage, die aus tausend hohlen Augen starrt, eine Frage, die uns allen einst noch eine Antwort abzwingen kann, wie wir sie jetzt nicht ahnen. Aber während die blassen Gesichter vor uns stehen und uns anstarren — was thun wir? Achselzuckend sprechen auch wir: „Schlechte Zeiten!" und gehen vorüber und dünken uns dabei wohl noch die besten Christen von der Welt. — Was nennt Ihr schlechte Zeiten? Ihr jammert über die Schwierigkeit des Lebens-Unterhalts, und doch ist uns Gottes reicher Segen einer gesegneten Ernte zu Theil geworden, es wird geholfen so viel als möglich, überall bestehen Wohlthätigkeitsvereine, und doch! — Aber wo sind denn die schlechten Zeiten? Sie müssen sich zunächst doch kund geben im bittern Entbehren der nothwendigsten Bedürfnisse, in einer Herrschaft des Trübsinns, der Sorge, der Trauer, wo sonst lauter Lebensfreudigkeit gewaltet, im öden Schweigen derer, die sonst fröhlich gescherzt und gejubelt! Im Verzichten auf Genuß, Mode und Luxus!

Nun laßt uns danach suchen! — Es ist Sonntag, oder auch irgend ein andrer Tag, an dem draußen irgend eine Festlichkeit ist. Wie wogt und drängt die Menge nach dem Thore! Wohin will sie, und haben alle diese Menschen Geschäfte auswärts zu besorgen? Das Wetter ist schön, Mann, Weib und Kind steigt in den Wagen, er rollt dahin fast wie ein Menschenleben, das versaußt und verbraußt und lustig verdampft. Man rechnet zwar bei der Fahrt nur nach Groschen, doch die Summe überrascht uns dennoch zuletzt in Thalern. Man hat gegessen und getrunken, man ist zurückgefahren, und fortgeflogen ist der Gedanke an Noth, aber sie tritt alsbald am andern Tage wieder vor Euch und dann wiederholt Ihr Euch entschuldigend und abwechselnd: „Schlechte Zeiten."

Ihr klagt über zunehmenden Geldmangel! Aber freilich! man ist neulich von der und der Familie zur Gesellschaft geladen worden und dies muß schlechterdings wieder in's Gleiche gebracht werden. Hierzu gehören Kaffee, Kuchen, Liqueur und Confituren, und dies öfter wiederholt, das sollte nicht einen bedeutenden Kostenaufwand verursachen?

Darin besteht eigentlich die „schlechte Zeit," daß **Jeder mehr vorstellen will, Jeder vermögender scheinen möchte, als er ist.**

Man hat eine Frau und heirathsfähige Töchter; der Vater spielt eine anscheinend glänzende Rolle, und sonach können die Töchter nicht in Kattunkleidern einhergehen, sie müssen Pariser Shawls und seidene Mantillen haben. Und was würde man von den Eltern denken, wenn ihre Kinder nicht bei allen Concerten und Bällen paradirten! Man muß seinem Stande schon ein kleines Opfer bringen, und wären's auch Schulden. — Die Handwerksleute mit ihren Rechnungen können warten; denn es sind „Schlechte Zeiten!"

In meinem Wohnorte, einer Mittelstadt, suchte ich jüngst nach der schlechten Zeit, und fand sie — nicht etwa im kleinen Brod? — ach nein, im Theaterzettel! die armen Menschen, die, um eine berühmte Sängerin zu hören, für ihr gutes Geld nicht einmal einen Logenplatz haben konnten! — Schlechte Zeiten!

Vor einigen Wochen befand ich mich in der Mittelstadt N. und sah und hörte, wie dort die feine Welt alle Abende die ganze Woche hindurch zum Balle oder zu einer Gesellschaft wogte; — „Ei," dachte ich bei mir, „da muß es keine schlechte

Zeiten geben!" Allein da ich zu einem Kleinhändler kam, um eine kleine Schuld einzukassiren, erhielt ich flugs statt Zahlung die Antwort: „Sie müssen noch einige Zeit Geduld haben, es sind schlechte Zeiten!" — —

Das sind freilich schlechte Zeiten! ja es ist eine schlechte Zeit, in der man alle Schuld auf die Zeit schiebt und nichts thut, um die Zeit besser zu machen. Die Zeiten sind nie schlecht, die Menschen sind's, wenn sie dem Scheine, dem elenden Scheine das ganze Sein opfern, wenn sie jedes Opfer für das Allgemeine vom Staate verlangen, zur Abhilfe der Noth ihrer Nebenmenschen aber selbst nichts beitragen wollen. — Wenn eine Lustbarkeit auf die andere folgt, wenn ein Vergnügen das andere jagt, kann da wohl die Staatsbehörde der vorgestellten Noth vollen Glauben schenken? — Werdet selbst besser und die Zeiten werden bald auch besser werden! Machet euch frei von den eingebildeten Bedürfnissen, und ihr werdet bald genug haben, um die wirklichen zu stillen. Wenn erst die Scham über euern Leichtsinn über eure Thorheit eure Wangen röthet, dann wird auch bald die Freude die blassen Wangen eurer Brüder wieder röthen, die jetzt bei wirklichem Mangel seufzend erbleichen! —

Das Recht der Steuerverweigerung.

(Eine Rechtsfrage an das Ministerium Brandenburg).

Unsere Nationalversammlung hat dem Ministerium Brandenburg die Berechtigung, über Staatsgelder zu verfügen und Steuern zu erheben, aberkannt; das Ministerium Brandenburg dagegen hat erklärt, daß es diesem Beschlusse sich nicht fügen, noch auch dulden werde, daß das Volk sich derselben füge. Wer befindet sich nun im Rechte, die Nationalversammlung oder das Ministerium Brandenburg? Wir wollen diese Frage aus dem Prinzip der constitutionellen Monarchie beantworten.

Die constitutionelle Monarchie hat ihr Wesen in der Vermittelung des Gegensatzes der Regierenden und der Regierten oder des Gegensatzes der Krone und des Volkes. Sie setzt diesen Gegensatz also voraus, indem sie anerkennt, daß die Interessen der Krone denen des Volkes entgegengesetzt sein können. Die Art und Weise, wie dieser Gegensatz vermittelt ist, bildet den bestimmtern Character einer constitutionellen Monarchie.

Indem die constitutionelle Monarchie von den Interessen der Krone die Interessen des Volkes unterscheidet und anerkennt, so unterscheidet und erkennt sie einen zwiefachen Willen an, den Willen der Krone und den Willen des Volkes; denn wer willenlos ist, der ist auch interessenlos: nur der Wille hat Interessen. Die Krone will über das Volk herrschen: Darin liegen alle ihre Interessen. Was will das Volk? Etwa beherrscht werden? Keineswegs; das Volk will; daß sein Wille geschehe, d. i. es will herrschen, und zwar über sich selbst. Wenn also die Krone, wie es in der constitutionellen Monarchie geschehen soll, einen Volkswillen anerkennt, so kann sie nur durch ihn über das Volk herrschen wollen.

Der Gegensatz, in welchem Krone und Volk zu einander stehen, wird also in der constitutionellen Monarchie dadurch vermittelt, daß die Krone zwar anerkennt, es sei dem Volke am heilsamsten, selber über sich zu herrschen, zugleich jedoch behauptet, daß sie über es herrschen müsse; und ihre Herrschaft über dasselbe für möglich und erträglich erklärt, weil sie es durch seinen eigenen Willen beherrschen wolle. Das Staatsgrundgesetz, welches bestimmt, wie die Krone über das Volk vermittelst seines Willens zu herrschen habe oder zu herrschen geneigt sei, nennt man Constitution.

Eine Constitution kann mehr oder weniger volksthümlich sein und darnach lassen sich verschiedene Arten der constitutionellen Monarchie unterscheiden. In jeder derselben bedarf es eines gesetzlich anerkannten Organs, durch welches das Volk seinen Willen kund geben und geltend machen kann; dies Organ besteht in der Versammlung der Volksvertreter. Der bestimmte constitutionelle Charakter dieser Versammlung beruht einerseits auf ihrer Fähigkeit, den Volkswillen auszusprechen; es kommt hierbei darauf an, nach welchen Grundsätzen die Volksvertreter gewählt werden, in welchem Verhältnisse sie zu ihren Wählern, dem Volke, stehen, welche Gelegenheit sie haben, dessen Willen kennen zu lernen, in welchem Grade es im Besitze der Preßfreiheit und des freien Versammlungsrechts ist; andererseits auf ihrer Competenz, den Volkswillen der Krone gegenüber geltend zu machen.

Wie eine constitutionelle Monarchie nun auch beschaffen sein möge, die Krone muß in ihr stets den Grundsatz behaupten, daß sie über das Volk nach dem Willen desselben herrsche; sie darf also nichts thun, was mit dem Volkswillen in offenbarem Widerspruch steht. So lange demnach eine Versammlung von Volksvertretern besteht, muß die Krone in Uebereinstimmung mit ihr herrschen, d. i. als den Willen des Volkes betrachten, was die Versammlung mit Stimmenmehrheit beschließt, oder sie muß die Versammlung sofort für ein ungeeignetes Organ zur Kundgebung des Volkswillens erklären und an das Volk selbst appelliren, d. i. es zur neuen Wahl von Vertretern auffordern.

Wir wenden uns nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen über das Princip der constitutionellen Monarchie nunmehr an die Beantwortung unserer Rechtsfrage. Als unumstößlicher Grundsatz der constitutionellen Monarchie ist zu betrachten, daß das Volk sich selbst besteuere, daß die Krone ihm, wider seinen Willen keine Steuern abfordern darf. Denn die Krone will und soll über es ja durch seinen Willen herrschen; das Volk will aber ohne Zweifel über sein Eigenthum selbst verfügen, es will nur in seinem Interesse Abgaben geben. Die Versammlung der Volksvertreter hat daher als Organ des Volkswillens unbedingt das Recht der Steuerbewilligung, also auch der Steuerverweigerung so wie der Controllirung des Staatsetats.

Unsere Nationalversammlung hat nun sich bewogen gefühlt, von ihrem Recht der Steuerverweigerung Gebrauch zu machen. Das Ministerium hat den Beschluß für ungesetzlich und somit für ungültig erklärt; doch aus welchen Gründen? Die Nationalversammlung hat diesen Beschluß gefaßt, während sie sich mit der Krone in einem Conflicte befindet. Ein anderer Grund läßt sich für die Ungesetzlichkeit ihres Beschlusses nicht anführen. Das Ministerium Brandenburg hat die Nationalversammlung auf 14 Tage vertagen und nach Ablauf dieser Frist nach Brandenburg verlegen wollen. Sie hat mit Stimmenmehrheit die Vertagung wie die Verlegung abgelehnt; nach welchem Rechte? auf ein Gesetz konnte sie sich dabei eben so wenig berufen als das Ministerium Brandenburg doch liegt es im Princip der constitutionellen Monarchie, daß der Krone nicht das Recht zustehe, die Nationalversammlung wider deren Willen beliebig zu vertagen oder zu verlegen; in Sachen, die noch nicht gesetzlich bestimmt sind, muß die constitutionelle Krone sich dem Willen des Volkes, wie er durch sein Organ ausgesprochen wird, fügen. Indem also die Nationalversammlung fortfuhr, in Berlin zu tagen, so handelte sie gegen kein Gesetz; faßte sie also ihre Beschlüsse in gesetzlicher Form, warum sollten sie nicht Gültigkeit haben? „Die Krone war in der Versammlung nicht vertreten." Sie war so vertreten, wie sie vertreten sein wollte; der Nationalversammlung ging das Wie nichts an.

Doch gesetzt, unsere Nationalversammlung sei nicht berechtigt, Steuern zu verweigern, während sie sich mit der Krone im Conflict befindet, so entsteht für uns ein Skrupel, um dessen Lösung wir das Ministerium Brandenburg bitten müssen. Nach unserer Ansicht wird von dem Recht der Steuerverweigerung stets nur während eines Conflictes zwischen der Versammlung der Volksvertreter und den Vertretern der Krone Gebrauch gemacht. Das Ministerium Brandenburg bringt uns daher zu der Ueberzeugung, daß von der Ausübung des Rechts der Steuerverweigerung nie die Rede sein kann. Wenn aber dieses Recht nicht ausgeübt werden kann, so kann auch das Recht der Steuerbewilligung scheinbar ausgeübt werden.

Hat das Ministerium als constitutionelles Ministerium gehandelt? Nach unsern Begriffe von der constitutionellen Monarchie mußte es sich der Stimmenmehrheit der National-Versammlung, und zwar auch in Bezug auf deren Beschluß der Steuerverweigerung, fügen. Wollte es dieses nicht, so mußte es sofort erklären, die jetzt bestehende Versammlung der Volksvertreter sei unfähig, den Willen des Volkes kund zu geben; es mußte sofort ans Volk appelliren, um dessen Willen zu erfahren; vorher aber durfte es gegen den Willen der gegenwärtigen National-Versammlung nichts unternehmen. Selbst wenn das Ministerium freiwillig gegebene Steuern erhöhe, so würde es inconstitutionell handeln, noch mehr, wenn es sie mittelst Anwendung von Zwangsmaßregeln eintreibt.

Wie aber muß eine constitutionelle Monarchie organisirt sein, wenn in ihr von dem Recht der Steuerverweigerung soll Gebrauch gemacht werden können? Offenbar ist die gesetzgebende Gewalt als solche nicht fähig, der executiven, wenn sie mit dieser in einen Conflikt geräth, Wiederstand zu leisten, wofern ihr nicht eine physische Macht zu Gebote steht. Es bedarf daher in der constitutionellen Monarchie einer gut organisirten Volkswehr zum Schutze der Volksvertreter, welche das Volk gegen die Krone zu vertreten haben. Doch wenn die gesetzgebende Gewalt sich der Volkswehr bedient, so ist sie thatsächlich zugleich executive Gewalt.

Die constitutionelle Monarchie laborirt also an einem Gegensatz der sich nicht wirklich vermitteln läßt, sondern beständig bald kleinere, bald größere Conflicte erzeugt, durch die sie sich nothwendig früher oder später zu Grunde richtet. Man dürfte daher wohl wünschen, daß ein solcher Gegensatz in ihr gar nicht existire, so daß man in ihr nur von gemeinsamen In-

teressen des Volkes zu sprechen brauchte; doch dann hörte sie auf, eine constitutionelle Monarchie zu sein, und sie wäre — was wiederum schrecklich klingt — Republik!

Dr. J. A. Chr. Voigtländer.

Liebeslust und Eheglück.

Mit einer glänzenden Erbschaft trat der einzige Sohn der verstorbenen Rauschflatterschen Eheleute in die große Welt. Es war ihm eine gute Erziehung verliehen worden, allein er hatte im elterlichen Hause als Muttersöhnchen zu viel freien Willen gehabt. Jetzt war er majorenn, frei von aller Aufsicht, im Besitze eines bedeutenden Vermögens, erfüllt von Lebenslust und Genußsucht. Was hatte er zu thun? Mit vollen Händen setzte er seinen Reichthum in die lebendigste Cirkulation. Schöne Kleider, Equipage und Luxus aller Art wurden angeschafft. Er unternahm Vergnügungsreisen. Ueberall, wo er hinkam, spielte er den großen Herrn; seine Bildung gestattete ihm, in die angesehensten Cirkel zu treten und bald war er der strahlende Gott im Tempel der Liebe. Die entzückendsten Abentheuer krönten die Siege seiner Eroberungen. Hier ist eine feurige Baronesse, die ihn beseligt in ihre Arme schloß, wenn die Kerzen des Schwelgermahles erloschen und der Nachtwind durch den mondhellen Park rauschte; dort die naive Tochter eines Landpächters, an deren Busen er in schattigen Wäldern und auf blumigen Triften ruhete, indem er seine Person in den Reiz des Geheimnisses und blendender Lüge hüllte, als sei er irgend ein Fürstensohn, der in den Gefilden der Natur ein Kind der Unschuld suche; dort eine verschmitzte Kammerjungfer, die als Liebesvermittlerin auch für ihn selbst sich nicht unempfindlich zeigte; dort die geistreiche und liebenswürdige Favoritin eines vornehmen Herrn, dessen reichen Liebessold er, der junge Held in den Armen der Gehuldigten verschlang; kurz all überall berauschten ihn die Götterfreuden der Liebe, die er in den vollsten Zügen genoß.

Schon war sein Gold und Silber von den Wogen der Liebeslust verschlungen, als ihn noch die Gunst und das Vertrauen der Getäuschten eine Zeitlang von dem Abgrund der Gefahr entfernt hielten. Doch die Katastrophe konnte nicht ausbleiben. Er sank von der Höhe seines Glücks jählings in den Abgrund des Elends und aufgerieben und zerlumpt, wie ein entronnener Galeeren Sclave kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Tausend Verwünschungen waren seinen Schritten gefolgt.

Hier suchte er seine alten Freunde und Verwandte auf, aber sie schracken vor seiner Erscheinung zusammen. Gleichwohl benutzte er das Schreckhafte seiner Erscheinung, um ihnen die Steuern des Mitleids aufzulegen und sie durch seine Zudringlichkeiten zu anständigen Opfern zu bewegen. Dennoch war er genöthigt, irgend einen Erwerb zu ergreifen, doch was in der Welt sollte er beginnen? Aus der Gesellschaft Gebildeter war er ausgestoßen, seine geistige Kraft war im Sturm seiner sinnlichen Begierden untergegangen; er fühlte sich unfähig zu jeder geistigen Beschäftigung. Wohlan, dachte er, du mußt das Grabscheit ergreifen, und siehe da, er that es! Jetzt arbeitet der Schatten des schönen Antinous auf der Landstraße, wo man eine Eisenbahn anlegt; er ist Tagelöhner. Verheirathet mit der Schwester eines seiner Genossen, eines vormaligen gutsherrlichen Pferdeknechts, ist er kürzlich Vater eines Zwillingspaars geworden.

O Liebeslust! o Eheglück!

Der Fleischermeister und sein Töchterlein.

(Fortsetzung.)

Die Gemeinde, theilweise auf's Aeußerste erschreckt, theilweise in lodernde Zorneswuth versetzt, suchte theils sich zu flüchten, theils auf die verwegenen Räuber einzudringen. „Halt da," rief Fettke. „Hier kömmt Keiner durch, wenigstens nicht lebendig! und ihr — sprach er zu den Eindringenden — ihr wagt's, euch mit mir zu messen? Noch einen Schritt näher, Verwegene, und diese Kirche wird mit Leichen angefüllt." Allgemeines Entsetzen lagerte sich nach diesen Worten auf den bleichen Gesichtern. Nur fuhr Fettke zu dem Magister fort, welcher indessen auf der Kanzel auf's Knie gesunken war; — „nun wird's bald? der Herr Magister, ehemaliger dummer Junge aus Breslau, scheint zu wünschen, man solle viel Federlesens mit ihm machen."

Sprach's, stürzte auf die Kanzel, und packte den Unglücklichen.

„Brüderchen, um Gottes Willen!" — jammerte der Magister.

„So? heiße ich nun Dein Brüderchen?" entgegnete hohnlachend Fettke. „Das ist spaßhaft; ein Magister und zukünftiger Diakonus von Spremberg nennt öffentlich einen Räuber und Mörder Brüderchen! Nun, so komm denn Brüderchen! beim Konsistorium hast Du Dein Examen gemacht; jetzt sollst Du es bei mir machen, und fällst Du durch, so schneide ich Dir, hol mich der Teufel, die Kehle ab. Verstehst Du mich Brüderchen?"

Mit diesem Worte trug er den Unglücklichen von der Kanzel, schleppte ihn hinaus, verschloß die Kirchthüren, nahm ihn mit sich auf sein Pferd, und von dannen jagte die Schaar mit wildem Jubel. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks.

Der Magister wollte schreien, und auf der Straße die auf den seltsamen Aufzug mit Entsetzen und Neugierde zugleich blickenden Zuschauer um Hülfe anflehen. „Brüderchen, verhalt Dich ruhig," sagte ihm Fettke in's Ohr, und grüße die Leute recht freundlich und freudig, links und recht; sonst fährt Dir mein Dolch durch die Brust." Der Magister that in der Todesangst, was ihm geboten, und bald waren die Räuber mit ihm an Ort und Stelle, im dunkeln, finstern Walde.

Lauermann war inzwischen mit den Seinigen in das Haus des Diakonus Kopsch gedrungen. Katharina stand, wie gewöhnlich, bei dem Großvaterstuhl des erblindeten, kranken Bruders.

„Herr Jesus Christus!" schrie Katharina, als Lauermann mit gezuckten Dolche auf den Diakonus zuschritt.

„Erbarmen!" winselte der alte Kopsch.

„Kennt Ihr mich?" fuhr Lauermann fort, „ich bin Lauermann, welchen die Welt ausgestoßen und verachtet hat, und welcher jetzt kömmt, sich zu rächen. Freilich, bei Euch komme ich nur wegen meines Freundes Fettke, um von demselben einen Gruß zu bestellen an die schöne Katharina."

„Hebe Dich von mir, Satanas," rief entsetzt der Diakonus.

„O Gott!" schrie Katharina, und stand wie eine leblose Bildsäule da.

„Ich habe keine Zeit zu verlieren," fuhr Lauermann fort, „meine Zeit ist kostbar. Die Kirche zu Dobrilugk hat meinem Freunde Fettke seine Erbschaft entzogen, darum betrachten wir alles Kirchengut als unser Eigenthum. Her mit dem Kirchenkasten, Herr Diakonus! Ihr Privatvermögen mag ich nicht, noch weniger Ihre Schulden."

„Ich sollte —?" jammerte der Diakonus.

„Inkommodiren Sie sich nicht, hochehrwürdiger Herr," fuhr Lauermann spöttisch fort. „Wir wissen hier Bescheid. Mit diesen Worten ging er mit einigen seiner Bande in das Nebenzimmer, und erschien bald wieder, die Beute schleppend.

„Lauermann, Lauermann, wie tief seid Ihr gesunken!" rief der Diakonus im Kanzelton.

„Spart Euch die Worte; mir sind Thaler lieber, als alle Moral. Was frägt die Welt, was fragt Ihr, Geizhals, selbst nach Tugend und Moral, wenn es keine Knöpfe setzt. Wer ich war, weiß ich; was ich geworden bin, fühl ich; was ich thun muß, bestimmt der Teufel und steht zur Verantwortung derer, welche mich zur Verantwortung gebracht haben, in Verzweiflung das zu werden, was ich bin. Und nun gehaben Sie sich wohl, Herr Diakonus, und Sie, schöne Katharina, welche Sie durch Treulosigkeit die Seele des armen Fettke gemordet, legen Sie tiefe Trauer an, Fettke war ein guter Mensch."

Sprach's und entfernte sich mit den Seinigen und der Beute, nachdem er die Stube und das Haus verschlossen.

Bald war er an dem bestimmten Platze im Walde bei Fettke angelangt. Auf den Knieen lag ein Bild des Todes der Magister May vor dem wie ein Racheengel Gottes dastehenden Fettke.

„Schurke," begann Fettke, „was winselst Du? sei doch lustig Brüderchen; Du machst in einigen Tagen Hochzeit mit der schönen Katharina. Freilich hast Du die Braut dem armen Fettke gestohlen, und kömmst durch diesen Seelenraub bequem in die Pfarrstelle."

„Ich entsage der Stelle und der Braut," jammerte May, „nur schone meines Lebens."

„Behalte die schöne Braut," entgegnete Fettke. „Ein untreues Weib mag selbst kein Räuber! Und Dein Leben ist mir viel zu schlecht; behalte es in des Teufels Namen!"

Sprach's, schlug ihn auf die Wange, und jagte ihn unter wildem Gelächter der Bande von dannen.

Stündlich wuchs die Anzahl der Räuber; die ganze Umgegend von Spremberg wurde durch sie unsicher gemacht, und man bediente sich der Namen Lauermann und Fettke, um die Kinder einzuschüchtern. In Cottbus hatte die Bande einen reichen Kaufmann heimgesucht, und bei diesem Raube waren 20 Menschen ums Leben gekommen. Die Kühnheit und Schlauheit der Räuber übertraf alle Grenzen; in allerlei Vermummungen, in der Tracht von Jägern, alten Weibern, ja selbst von höhern Militairpersonen, geschmückt mit Ordensbändern, kamen sie bei hellem Tage in die Städte und Dörfer und verübten Raub und Mord so schnell, daß die Einwohner, welche es mit ansahen, nicht zur Besinnung kamen. Die Behörden hatten einen hohen Preis auf den Kopf des Lauermann und Fettke gesetzt, und Lauermann war so verwegen, der Stadt Forste den Krieg zu erklären, und derselben den Ansage-Brief

durch einen Terper Bauer zuzusenden. Und Lauermann hielt Wort.

Im Gasthofe zum goldnen Einhorn zu Forste waren hohe Gäste angelangt. Ganz Forste war bei diesem Anblicke aus Neugierde auf die Beine gekommen. Vier Karrossen mit Sechsen bespannt auf hohem Bocke den gallotonirten Bedienten, worauf in reicher Uniform prunkende Jäger, hielten vor dem genannten Gasthofe.

Auf dem Markte standen dreihundert Krieger in österreichischer Uniform, angeführt von einem Lieutenant. Aus der ersten Karosse stieg in militairischer Haltung eine würdevolle Gestalt, und schritt, von dem Gastwirth unter vielen Bücklingen begleitet, stolz in das Gastzimmer. Ihm folgten, aus den übrigen Karossen gestiegen, dem Ansehen nach, lauter österreichische Stabsoffiziere. „Herr Wirth," befahl der Anführer — „schicken Sie zum Bürgermeister, und lassen Sie ihm sagen, der Feldmarschall Daun wünsche ihn augenblicklich zu sprechen."

Wie ein Blitz war die Kunde durch ganz Forste geschallet, der kaiserlich-königliche österreiche Generalfeldmarschall Daun sei im Städtchen angekommen, begleitet von einem Theil seiner Garde. Furcht und Entsetzen bemeisterte sich der Gemüther und der Bürgermeister, begleitet von sämmtlichen Magistratsmitgliedern, verfügte sich nach dem goldnen Einhorn, um sich nach den Befehlen des hohen Gastes zu erkundigen. Forts. flgt.

Uebersicht der am 3. Decbr. 1848 predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Sen. Gierth, 5½ U.
Amtspr.: Past. Rother, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Pietsch, 1 U.

St. Maria Magdalena. Frühpr.: Diac. Schmeidler, 5½ U.
Amtspr.: Sen. Berndt, 8½ U.
Nachmittagspr.: S. S. Ullrich, 1½ U.

St. Bernhardin. Frühp.: Cand. Schneider, 5½ U.
Amtspred.: Probst Heinrich, 8½ U.
Nachmittagspr.: S. S. Weingärtner, 1½ U.

Hofkirche. Amtspr.: Pastor Gillet, 9 U.
Nachmittagspr.: Pred. Tusche, 2 U.

11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Pastor Letzner, 9 U.
Nachmittagspr.: Pred. Hesse, 1½ U.

St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: Ob.-Prd. Birkenstock, 9½ U.

St. Barbara. Amtspr. f. d. Civ.-Gem.: Eccl. Kutta, 7 U.
Nachmittagspr.: Pred. Knüttel, 12½ U.

Krankenhospital. Amtspr.: Pred. Dondorf, 9 U.

St. Christophori. Vormittagspr.: Pastor Stäubler, 7 U.
Nachmittagspr.: Cand. Rembowski, (Bibelst.) 1½ U.

St. Trinitatis. Cand. Mörs, 8½ U.

St. Salvator. Amtspr.: Eccl. Laffert, 7½ U.
Nachmittagspr.: Pred. Blumenberg, 12½ Uhr

Armenhaus. Pred. Jäkel, 9 U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canonic. Dr. Förster.

St. Maria. (Sandkirche.) Cur. Gomille.
Nachmittagspr.: Capl. Spieske.

St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.

St. Dorothea. Frühpr.: Cur. Pantke.
Amtspr.: Pfarrer Jammer.

St. Adalbert. Amtspr.: Cur. Kammhoff.
Nachmittagspr.: Pfarrer Lichthorn.

St. Matthias. Frühpr.: Capl. Purschke.
Amtspr.: Pfarrer Hoffmann.

St. Corpus Christi. Amtspr.: Pfarrer Thiel.

St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.

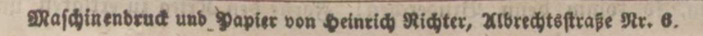
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.

Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspred.: Pred. Hofferichter, 11 Uhr.

Im Armenhause. Nachmittags: Pred. Vogtherr, 3 Uhr.



Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.